

50 Jahre Oeki – gelebte Einheit

Am Grundstein des ökumenischen Zentrums steht ein Satz aus dem 17. Kapitel des Johannesevangeliums: „Auf dass sie alle eins seien.“ Ein einziges Wort entscheidet hier über alles. Würde dort stehen: „auf dass sie alle eins werden“, klänge es wie ein Auftrag, wie ein Programm, wie eine kirchliche Dauerbaustelle. Aber es steht nicht „werden“, sondern „seien“. Und dieser Unterschied ist mehr als sprachliche Feinheit – er ist theologisch von erheblicher Tragweite.

Ein ökumenischer Sehtest

Viele von uns gehen regelmässig am Grundstein unseres Oekis vorbei – der Grundstein gehört so selbstverständlich zum Erscheinungsbild des Oekis, dass vielleicht gar nicht mehr so klar ist, was da genau geschrieben steht. Sieht der Grundstein so aus?



... oder eventuell so?



Der Schlüssel liegt in der Grammatik

Ein Blick in den griechischen Urtext vertieft das Verständnis. In Evangelium nach Johannes 17,21 heißt es: ἵνα πάντες ἐν ὧσιν (hina pantes hen ōsin). Das einleitende ἵνα bedeutet „damit“ und kennzeichnet eine Zielaussage. πάντες heisst „alle“.

Entscheidend ist das Wort ἐν* – „eins – im Neutrum. Es geht nicht um das Verschmelzen zu „einem“, sondern um eine Einheit. Das Verb ὧσιν steht im Konjunktiv Präsens und bedeutet „seien“. Wörtlich übersetzt: „damit alle eins seien“. Jesus betet also nicht darum, dass die Seinen irgendwann einmal eins werden, sondern dass sie es sind – in einer von Gott gewirkten Einheit.

Damit stellt sich eine grundlegende Frage: Ist die Einheit der Kirche etwas, das wir herstellen müssen? Oder ist sie eine Wirklichkeit, die uns bereits vorausliegt?

Eins sein und nicht eins werden

Wer von „eins werden“ spricht, denkt fast automatisch in Kategorien von Fortschritt, Dialogprozessen und Zielvereinbarungen. Ökumene erscheint dann als Projekt mit Etappenplan. Man bemüht sich, Unterschiede zu überwinden, Missverständnisse auszuräumen, Strukturen anzupassen. Das alles ist wichtig und sinnvoll. Aber es bleibt menschliches Tun.

Das Gebet Jesu setzt anders an. Es gründet die Einheit nicht in menschlicher Anstrengung, sondern in Gottes Wirklichkeit. «Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein» (Joh 17,21). Die Einheit der Kirche wird hier in die Gemeinschaft zwischen Vater und Sohn hineingestellt. Sie ist nicht organisatorischer Natur, sondern christologisch begründet. Sie entspringt der Beziehung zu Christus.

Das verändert die Perspektive. Wenn die Einheit Gabe ist, dann ist sie Fundament und nicht Bauplan. Dann ist sie Realität – auch dort, wo sie bruchstückhaft erscheint. Und sie ist älter als jede konfessionelle Trennung.

Kirche – kein Zusammenschluss, sondern Werk Gottes

Ein Blick in die frühe Christenheit macht das deutlich. Die Gemeinden, an die etwa Paulus schrieb, unterschieden sich kulturell, sozial und theologisch erheblich voneinander. Zwischen der Jerusalemer Urgemeinde, den Gemeinden in Griechenland oder in Kleinasien lagen Welten. Und doch wurden sie als die eine Kirche Christi verstanden. Die Einheit gründete nicht in Übereinstimmung aller Fragen, sondern in der gemeinsamen Zugehörigkeit zu Christus.

Hier knüpft auch die Theologie von Karl Barth an. Für ihn ist die Kirche nicht zuerst ein Zusammenschluss Gleichgesinnter, sondern das Werk Gottes. Kirche ist dort, wo Christus handelt. Ihre Einheit entsteht nicht aus menschlicher Leistung, sondern aus Gottes Gnade. Wir sind eins, weil Christus uns zu seinem Leib verbindet.

Das entlastet – und fordert zugleich heraus. Denn es bedeutet: Unsere Spaltungen sind real, aber sie sind nicht das Fundament. Differenzen gehören zur Geschichte der Kirche. Sie können schmerzen, sie können trennen. Doch sie heben die tiefere Einheit nicht auf.

Gleichzeitig bewahrt diese Sicht vor einem falschen Harmonieverständnis. Einheit entsteht nicht durch Verwässerung. Sie ist nicht das Ergebnis eines kleinsten gemeinsamen Nenners. Wenn Gegensätze einfach in der Mitte gemischt werden, entsteht mitunter etwas, das niemandem wirklich entspricht – ein Kompromiss, der weder der einen noch der anderen Seite gerecht wird. Wahre Einheit erwächst nicht aus Beliebigkeit, sondern aus gemeinsamer Ausrichtung auf Christus.

„Damit sie alle eins seien“ heisst daher nicht: Alle Unterschiede sind unwichtig. Es heisst vielmehr: Die Zugehörigkeit zu Christus ist grösser als alle Unterschiede. Je näher Menschen zu Christus finden, desto näher kommen sie auch einander – nicht weil sie sich angleichen, sondern weil sie aus derselben Quelle leben.

Folgen für die ökumenische Praxis

Für die ökumenische Praxis hat das weitreichende Folgen. Ökumene ist dann nicht primär ein Fortschrittsdiagramm, das steigende Kurven verzeichnet. Sie ist vielmehr eine Vertiefungsbewegung. Sie geschieht dort, wo gemeinsam gebetet, gehört und gehofft wird. Wo Menschen entdecken, dass sie unter derselben Gnade stehen.

Das nimmt den Leistungsdruck. Die Einheit der Kirche hängt nicht an unserer Perfektion, nicht an diplomatischem Geschick, nicht an theologischer Vollständigkeit. Sie hängt an Christus. Und weil sie an ihm hängt, ist sie tragfähig – auch dort, wo sie unvollkommen erscheint.

Jesu Gebet in Johannes 17 verbindet die Einheit zudem mit einem missionarischen Horizont: „damit die Welt glaubt“. Einheit ist kein Selbstzweck. Sie verweist über sich hinaus. Wo Christinnen und Christen in aller Unterschiedlichkeit verbunden sind, wird etwas sichtbar von der versöhnenden Kraft Gottes. Nicht durch organisatorische Geschlossenheit, sondern durch gelebte Gemeinschaft im Glauben.

Das kleine Wort „seien“ verändert also den Ton des ganzen Satzes. Es spricht nicht von einem Ziel, das wir erst erreichen müssten, sondern von einer Wirklichkeit, in die wir hineingenommen sind. Wir leben aus einer Einheit, die uns vorausgeht. Und wir sind eingeladen, sie sichtbar werden zu lassen.

Vielleicht liegt gerade darin eine befreiende Einsicht: Die Einheit der Kirche ist kein Produkt unserer Anstrengung, sondern ein Geschenk. Wir dürfen sie suchen, vertiefen, gestalten – aber wir müssen sie nicht erzeugen. Sie ist da, weil Christus da ist.

ἵνα πάντες ἐν ᾧσιν – damit sie alle eins seien. In diesem Gebet liegt kein Druck, sondern Verheissung. Und da beginnt die Ökumene: im Vertrauen darauf, dass Gott längst Wirklichkeit und Einheit geschaffen hat – so wie wir sie seit 50 Jahren im Oeki leben.

Kehrsatz, 22. Februar 2026
Manfred Stuber